

## IV. Der Glaube der Kirche

»Der Glaube [ist] das, worin der Existenz ihr Gegründet-Sein widerfährt. [Er ist] die Anerkennung dessen, dass die Existenz in sich selbst ungegründet und unbeständig ist und dass darum die Frage nach dem Existenzgrund, radikal gestellt, nur so zu beantworten ist, dass man sich nicht auf sich selbst verlässt, sondern auf das schlechthin außerhalb seiner selbst liegende wirklich Verlässliche.«

*Gerhard Ebeling*

Vor der Hinführung zum neuen Thema soll im Sinne einer in der Schule üblichen Sicherung ein kleiner Rückbezug auf die Gotteslehre und die Christologie erfolgen: Zu Hiob hatten wir gesagt, ihm werde in der Erfahrung der Unverfügbarkeit des eigenen Seins das Sein Gottes gewiss. Und eine ganz ähnliche Struktur kehrte in der Deutung des Todes Jesu wieder. Dies ist jedenfalls festzuhalten, wenn es nun daran geht, die Kirche und ihren Glauben näher zu entfalten, der ja wesentlich Glaube an die Offenbarung dieses Gottes in Jesus Christus ist.

### 1. Was ist Kirche?

#### *Die Kirche in der Kritik*

Lässt man als Einstieg in die unterrichtliche Beschäftigung mit dem Thema Kirche die Schülerinnen und Schüler einmal frei zu einer Reihe von Begriffen assoziieren, so ist in einer bestimmten Hinsicht das Ergebnis eigentlich immer ähnlich. Zu Gott, Religion, Glaube und Jesus fallen den Jugendlichen alle möglichen Dinge ein. Man erkennt daraus teilweise sehr traditionelle religiöse Vorstellungen, mitunter auch recht eigenwillige gedankliche Verbindungen. Analysiert man die genannten Assoziationen aber danach, inwieweit Wertungen in ihnen zum Ausdruck kommen, so finden sich meist etwas mehr positive und neutrale Nennungen als ablehnende. Ganz anders verhält es sich jedoch beim Begriff Kirche: Mit dieser verbindet die Mehrzahl der Befragten regelmäßig eher Negatives. Das reicht von den Kreuzzügen und anderen historischen Verbrechen, die im Namen der Kirche begangen wurden, über Unbehagen an der Stellung des Papstes und den kirchlichen Vorschriften be-

züglich der Sexualmoral bis hin zu den Verfehlungen einzelner Vertreter der Kirche, in letzter Zeit eben vermehrt und immer dominanter festgemacht am Beispiel von Priestern, die – in schlimmem Missbrauch ihrer Vertrauensposition – Vergehen von sexueller und anderer Gewalt gegen Kinder und Jugendliche sich schuldig machten. Es ist übrigens für den evangelischen Religionslehrer in diesem Zusammenhang gar nicht tröstlich, dass bei dieser Aufzählung überwiegend Aspekte angesprochen sind, die konkret die katholische Kirche betreffen, stellt sich doch grundsätzlich die Frage: Warum findet die Kirche allgemein so viel Ablehnung? Ein Grund dafür ist der Kirche sozusagen mit ihrem Auftrag sachnotwendig gleich mitgegeben: Jesus verkündigte das Reich Gottes – gekommen ist die Kirche! Dieser Aphorismus von Alfred Loisy bringt das ganze Elend der Kirche, nicht erst unserer Tage, auf den Punkt. Jedem ist sofort evident, um wie viel die Kirche hinter dem zurückbleibt, was in ihrem eigenen, wahrhaft ungeheuerlichen Anspruch zum Ausdruck kommt. Dabei kann die Kirche gar nicht anders; sie hat in der Nachfolge Jesu das Reich Gottes zu verkündigen, und so wird dieses automatisch zu dem Maßstab, an dem sie selbst gemessen wird. Schon lange vor all den Skandalen und diversen Kirchenaustrittswellen hatte die Kirche daher einen schweren Stand. Mit Gott im Himmel möchten sich auch heute immer noch die meisten irgendwie gut stellen, an seinem Bodenpersonal wird dagegen immer deutlicher Kritik laut. Deswegen bestehen viele darauf, dass man auch ohne die Kirche an Gott glauben könne, und der wesentliche Unterschied zwischen evangelisch und katholisch ist für nicht wenige geradezu dies, dass die Evangelischen nicht in die Kirche gehen müssen, um Christen zu sein! Wohlgemerkt, die Unzufriedenheit mit der Kirche, der hier nachgegangen werden soll, ist die, die sich aus dem Wesen der Kirche selbst ergibt. Von völlig anderer Qualität wäre dagegen eine Kritik, in der der Kirche etwa zum Vorwurf gemacht würde, langweilig oder nicht zeitgemäß zu sein. Den Zeitgeist oder die Erwartungen der Event-Gesellschaft zu bedienen, war noch nie und ist ebenso heute schlicht nicht der Auftrag der Kirche. Insofern könnte mit solchen Klagen relativ entspannt umgegangen werden, wenngleich freilich eine Botschaft doch in solcher Form verkündigt werden muss, dass sie wenigstens eine Chance hat, bei den Adressaten auch irgendwie anzukommen. Eine seriöse Kritik jedenfalls muss die Kirche messen an dem, was ihr eigener Anspruch ist. Daher ist in diesem ersten Zugriff nach dem Wesen der Kirche zu fragen: Was soll und was will Kirche eigentlich sein? Der Versuch einer Klärung, was das Wesen von Kirche ist, ist die notwendige Basis für eine faire Kritik an der Wirklichkeit der Kirche.

### *Pfingsten – Geburtsstunde der Kirche*

Ein bewährtes Verfahren, das Wesen einer Sache zu ergründen, besteht darin, nach ihrer Entstehung zu fragen: Seit wann gibt es überhaupt so etwas wie Kirche, und wie ging es bei ihrem Beginn zu? Die Antwort ist in diesem Fall erfreulich einfach. In der Apostelgeschichte im Neuen Testament wird mit dem Pfingstwunder

sozusagen das Gründungsfest der Kirche geschildert. Fünfzig Tage nach Ostern – daher übrigens der Name Pfingsten, vom griechischen *Pentekostos* (= fünfzigster) – erleben die Jünger Jesu das Wunder der Ausgießung des Heiligen Geistes. Tatsächlich beinhaltet die Darstellung dieses Ereignisses (Apg 2) eine Art biblischer Kirchenlehre im Kleinen. Das fängt schon damit an, dass viele an einem Ort versammelt waren, worin offensichtlich eine Voraussetzung dafür besteht, dass sich das ereignen kann, was wir Kirche nennen. Sodann geschieht ein Brausen vom Himmel, es erscheinen wie von Feuer zerteilte Zungen und der Geist Gottes erfüllt die Versammelten, sodass sie zu predigen beginnen. Die Außenstehenden nun hören die Reden alle in ihrer je eigenen Sprache, obgleich sie aus allen möglichen Ländern stammen, die Sprechenden aber allesamt Galiläer sind. Dies ist für die einen ein wunderliches Rätsel, andere haben ihren Spott, für sie sind die Sprecher nur »voll süßen Weines« (Apg 2,13). Nicht zufällig macht dann den Hauptteil des gesamten Kapitels die Pfingstpredigt des Petrus aus (Apg 2,14–36), in der dieser eindringlich Zeugnis davon gibt, dass Jesus von Nazareth durch Gott von den Toten auferweckt wurde. Dies ist also das Zentrum des christlichen Glaubens und damit der Kirche. Jesus von Nazareth, der seinerseits das Reich Gottes verkündigte, ist nun selbst zum Verkündigten geworden. Die Predigt verfehlt ihre Wirkung nicht, sondern erreicht die Herzen derer, die sie hören, sodass diese sich taufen lassen auf den Namen Jesu Christi, dreitausend Menschen an diesem einen Tag. Der dann folgende Vers stellt in nur einem einzigen Satz gleichsam eine nochmals komprimierte Fassung der Kirchenlehre der Apostelgeschichte dar: »Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet« (Apg 2,42).

Hier hat nun wirklich jedes einzelne Element Gewicht:

Ein Kennzeichen der Kirche ist danach die Beständigkeit; Kirche ist kein einmaliges Tagesgeschehen, sondern es ist ihr ein im besten Sinne konservativer, das heißt bewahrender Charakter eigen. Gerade in unserer kurzatmigen Zeit, in der »neu« oft schon mit »gut« gleichgesetzt wird, steht die Kirche damit irgendwie gegen den allgemeinen Strom. Die Kirche zeichnet sich dadurch aus, dass sie an etwas als richtig Erkanntem festhält, und in dieser Beständigkeit ist sie sozusagen ihrem Wesen treu. Dies darf freilich auch nicht dogmatisch zum Selbstzweck werden, wie es leider in Teilen der katholischen Kirche oftmals der Fall ist, und zwar besonders bedauerlicherweise in den jedenfalls noch bestimmenden. Die Tugend der Beständigkeit kann auch umschlagen in eine Verweigerung, Veränderungen der Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen. Und so muss, gerade wer sich treu bleiben will, zuweilen zum Wandel und zu Neuem bereit sein, wie ja auch Jesus den Menschen seiner Zeit die Botschaft von der Liebe Gottes neu zusagte.

Die Beständigkeit bezieht sich nun konkret als erstes auf die Lehre der Apostel. Damit ist wiederum wirklich Wesentliches gesagt. Wurde doch soeben noch Kritik an möglichen Verkrustungen in der Glaubenslehre geübt – und davon soll

auch nichts zurückgenommen werden –, so ist aber eben doch auch deutlich, dass die Kirche einer bestimmten Lehre verpflichtet ist, nämlich der Lehre von Jesus Christus, wie sie von den neutestamentlichen Aposteln entfaltet wurde. Die Verkündigung der Kirche ist nichts Beliebiges, sondern sie hat einen spezifischen Inhalt. Nicht *irgendein* religiöser Glaube oder eine allgemeine Moral sind Gegenstand der christlichen Predigt und damit Zentrum des kirchlichen Lebens, sondern das Evangelium von Jesus Christus. Genau in diesem Sinne findet sich in Artikel 7 des grundlegenden Bekenntnisses der lutherischen Kirche von 1530, der *Confessio Augustana* (»Augsburger Bekenntnis«), die Feststellung, dass Kirche dort sei, wo »das Evangelium rein gepredigt« werde. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen, nämlich der an Christus Glaubenden. Mit diesem Glaubensinhalt steht und fällt die Kirche! Deshalb darf bei aller berechtigten Kritik an jeder Form des Dogmatismus doch nicht übersehen werden, dass der Glaube sich bezieht auf eine bestimmte Lehre. Zur Kirche gehört das Bekenntnis zum Herrn der Kirche; Kirche ist gar der Wortbedeutung nach das »dem Herrn Gehörige«, und dieser ihr Herr ist niemand anderes als Jesus Christus. Die Sache ist aber nun wieder auch nicht so einfach, wie es im ersten Moment scheinen will, vielmehr wird damit ein nicht zu unterschätzendes Problem aufgeworfen, denn selbstverständlich stellt sich sofort die Frage, wer denn entscheidet, was das Evangelium in Reinform sei. Allein die Tatsache, dass die Festlegung, in der Kirche solle das Evangelium rein gepredigt werden, in einer Bekenntnisschrift aus der Zeit der Reformation auftaucht, deutet ja bereits an, dass diese selbst aus dem Streit um die rechte Lehre hervorgegangen ist. Zwar findet sich in diesem Dokument der Satz, »dass allezeit *eine* heilige christliche Kirche sein und bleiben müsse«, und wird mit einem Zitat des Paulus, »ein Leib, ein Geist, ... ein Herr, ein Glaube, eine Taufe« (Eph 4,5) die Einheit des Glaubens geradezu beschworen, aber selbstverständlich gab und gibt es immer wieder Streit darüber, wie dieser Geist und der Glaube richtig zu verstehen und zu leben seien. So unbestreitbar nach dem neutestamentlichen Befund unter den Christen und somit innerhalb der Kirche Einmütigkeit walten soll – und dies wird am schönsten ausgedrückt in eben dem Bild von der Kirche als einem Leib mit vielen Gliedern, dessen Haupt aber Christus selbst ist – so ist doch auch evident, dass Unterschiede im Verständnis der wichtigen Glaubensinhalte diese Einheit gefährden können. Sollen um der Einheit willen in Glaubensfragen alle Kompromisse gemacht werden, oder gibt es Punkte, an denen die theologischen Diskrepanzen so gewichtig sind, dass schweren Herzens sich die Wege von Glaubensgemeinschaften trennen müssen? In der Geschichte hat es diverse solcher *Schismata* (sprich: S-chismata; »Kirchenspaltungen«) gegeben, wodurch unsere bunte Landschaft unterschiedlicher christlicher Kirchen, Konfessionen und Denominationen entstanden ist. Auf dieses Problem und auf die Notwendigkeit, um des rechten Glaubens willen zuweilen auch Grenzen zu ziehen, wird weiter unten

noch am konkreten Beispiel der Bekennenden Kirche zur Zeit des Nationalsozialismus einzugehen sein.

Dennoch ist das nächste Kennzeichen der Kirche nach unserem Vers aus der Apostelgeschichte gerade die Beständigkeit in der Gemeinschaft, zu der eben auch das gemeinsame Bekenntnis zum christlichen Glauben gehört. Zwar pflegt angesichts des Trends zur Individualisierung heute jeder mehr oder weniger sein privates Glaubensverständnis, aber dennoch bleibt für Kirche konstitutiv, dass sie eine Gemeinschaft der Gläubigen ist. Bei allen sicher berechtigten Vorbehalten gegenüber den großen gesellschaftlichen Gruppen, die die Kirchen ja ebenso spüren wie politische Parteien, Gewerkschaften oder Vereine – und es muss auch sicher nicht jeder die Massenveranstaltungen etwa auf Kirchentagen lieben – braucht Kirche dennoch eine gewisse Menge menschlichen Miteinanders. Warum? Manchmal sind die Dinge wirklich einfach mit einem einzigen biblischen Wort zu lösen: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt 18,20). Das Geschenk der Nähe des Geistes Jesu ist zugesagt und ereignet sich in der Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern. Und diese *Societas* kann jedenfalls nicht ausschließlich eine virtuelle sein. Die Kirche ist ein reales soziales Netzwerk. Ohne die neuen Medien verteufeln zu wollen – sie können ja durchaus dabei helfen, Menschen tatsächlich zusammenzuführen –, ist genau dies aber zumindest von Zeit zu Zeit wirklich auch im lokalen Sinne erforderlich.

Denn das Brotbrechen, also die gemeinschaftliche Feier des heiligen Abendmahls, das hier stellvertretend für die Sakramente steht, setzt nun einmal die gleichzeitige Anwesenheit an einem Ort voraus. Menschen müssen sich buchstäblich nahe kommen, damit sie die Nähe Gottes spüren können. Auch im bereits zitierten Augsburger Bekenntnis, das maßgeblich auf Philipp Melancthon zurückgeht, den Wittenberger Vertrauten Martin Luthers und Mitstreiter in der Reformation, der sich in diesen Formulierungen gewiss an der Apostelgeschichte orientiert hat, finden diese Sakramente ausdrücklich Erwähnung im Artikel von der Kirche, in dem es heißt, dass in der Kirche »die Sakramente dem Evangelium gemäß verwaltet werden«. Und auch hier wissen wir nur zu gut, wie viele Auseinandersetzungen es darum gibt, was denn wohl beispielsweise als das rechte Abendmahlsverständnis zu gelten habe. Da werden von Seiten der katholischen Kirche andere Christen von der Mahlgemeinschaft ganz ausgeschlossen oder es wird aus nicht nachvollziehbaren Gründen schlicht allen Laien der Kelch verweigert. Dabei dürfte es gerade in solchen Fragen doch leicht fallen, aufeinander zuzugehen, wenn alle ihrem Bekenntnis nach Kirche Jesu Christi sein wollen. Dass kaum etwas so sehr Gemeinschaft zu stiften vermag wie ein gemeinsames Mahl, hat wohl jeder schon einmal erlebt; ich erinnere mich jedenfalls heute noch gern an die Agape-Mahlfeiern während des Studiums, die wirklich Zusammenhalt gleichzeitig symbolisierten und auch tatsächlich schufen. Andererseits werde ich auch nie eine Begebenheit vergessen, als wir einmal in der friedensbewegten Zeit

auf einem ökumenischen Treffen einen gemeinsamen Gottesdienst mit katholischen und evangelischen Christen feiern und dabei auch die Mahlgemeinschaft praktizieren wollten. Solche Dinge sind für die katholische Seite ja immer sehr heikel, aber damals ging es in der konkreten Situation gar nicht um die Frage, welche Konsequenzen das nun für den katholischen Geistlichen haben würde. Es hatte sich ein Zelebrant gefunden, der die Sache auf seine Verantwortung zu nehmen bereit war, und es war wohl auch keine so große öffentliche Aufmerksamkeit zu erwarten. Aber da tauchte in den Vorbereitungen plötzlich ein ganz einfaches, aber doch vielsagendes Problem auf. Als es nämlich darum ging, wie das Brot gereicht werden sollte, bestand eine ältere Katholikin darauf, das Weißbrot in kleine Stücke zu schneiden und diese auf einem Teller herumzugeben. Ich selbst war aber dafür, größere Brotstücke durch die Reihen weiterreichen zu lassen, von denen sich dann jeder etwas abrechnen sollte, weil ich dies so aus anderen Gottesdiensten kannte und wohl auch irgendwie für authentischer hielt. Der Dame ging es aber keineswegs um praktische oder gar ästhetische Argumente, sondern es war ihr aus theologischen Gründen unerträglich, dass etwa beim Brechen oder Zerreißen des knusprigen Brotes Krümel desselben auf den Boden fallen könnten. Bei diesem Zusammentreffen mit einer katholischen Glaubensschwester – die übrigens eine überaus liebenswerte Person war und das Ganze keineswegs aus Streitlust, aber genauso wenig im Scherz vorbrachte, sondern der es damit, wie ich merken musste und ihr auch glaubte, sehr ernst war – habe ich jedenfalls ganz praktisch erfahren, was die in der katholischen Kirche geltende Transsubstantiationslehre bedeutet. Dieser zufolge ist nämlich das Brot nach der Konsekration (»Wandlung«), nachdem also die entsprechenden Worte des Liturgen über es gesprochen wurden, nicht etwa, wie ich Kleingläubiger zu denken gelernt hatte, ein Symbol für den Leib Christi, sondern es ist dieser tatsächlich, eben substanzial. Die geweihte Hostie symbolisiert nicht, sondern *ist* buchstäblich selbst Leib Christi, der für uns hingegeben wurde. Daher brennt übrigens auch in katholischen Kirchen stets eine Kerze, wenn immer das Göttliche in dieser Gestalt gegenwärtig ist. Wir haben damals also brav das Brot vorher geschnitten, damit dann hinterher nicht Teile des Leibes unseres Herrn auf den Boden fallen oder sonst wohin geraten konnten. Dieses Verständnis ist ohne Frage unaufgeklärt und passt irgendwie nicht in unsere Zeit; es ist sperrig und wirkt geradezu lebensfern. Man muss es daher nicht teilen und kann es dennoch respektieren. Und dieser Respekt fällt sogar leicht, geht es doch dabei keineswegs um die Mitte des Evangeliums, sondern eben um eine Äußerlichkeit. Auch diese Weisheit findet sich im Augsburger Bekenntnis: »Und es ist nicht nötig zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, dass allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt [!], gehalten werden, ...« Da nun aber dieses Bekenntnis dummerweise ja von den Katholiken nicht anerkannt wird, ist es in solchen Fragen wohl an den evangelischen Christen, in Klugheit nachzugeben. Auch tut hier sowieso etwas Gelassenheit sicher gut und man kann sich seinen

Eifer für wichtigere Fragen aufsparen, die es in Glaubensdingen freilich auch gibt. Der Glaube jedenfalls braucht auch solche Äußerlichkeiten, er bedarf einer Praxis, in der er sich ausleben kann; Kirche braucht Riten, ohne diese würde auch der Ganzheitlichkeit und der Emotionalität, die etwas mit Bewegung zu tun hat, zu wenig Raum gegeben, und der Glaube würde auf rein kognitive Aspekte reduziert. Der Geist aber will wehen. Und wie etwa eine Flagge sichtbar gemachter Wind ist, so muss der Geist sich auch in sinnlichen Zeichen zu erkennen geben können.

Und dies tut er auf besonders schöne Weise zum Beispiel auch im kirchlichen Gesang, den ich jetzt gleich mal unter der Überschrift Liturgie dem Gebet zuordne, das in unserem Leitvers als letzte Bestimmung der Kirche genannt ist. Neben der Lehre, der Gemeinschaft und den Sakramenten sind die gemeinsame Anbetung und der Lobgesang konstitutive Merkmale von Kirche. Wenn unter Religion, wie oben ausgeführt wurde, eine antwortende Haltung zur Wirklichkeit verstanden werden kann, dann ist es geradezu selbstverständlich, dass diese Antwort auch in Form des Gebetes erfolgen wird. Zwar wird Dankbarkeit sicher auch ohne Worte einfach unmittelbar empfunden. – Ernesto Cardenal sagt an einer Stelle, wenn er an einem heißen Tag ein Glas Wasser trinke, dann spreche sein Körper ein stummes Dankgebet an seinen Schöpfer. – Und doch wird sich diese Haltung hier und da auch in Begriffssprache ausdrücken wollen. Lob und auch Klage werden vor Gott gebracht, und zwar sowohl von einzelnen Gläubigen als auch von der Gemeinde. Am allerschönsten, weil ganzheitlichsten, geschieht dies im gemeinsamen kirchlichen Gesang. Dies in unüberbietbarer Weise gepriesen zu haben, ist ein weiteres der zahlreichen Verdienste Martin Luthers, der in seiner »Vorrede von der himmlischen Kunst der Musica«<sup>1</sup> dieselbe in folgender Weise lobt: »Da siehet und erkennet man (...) die große und vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderlichen Werk der Musica.« Und speziell vom mehrstimmigen Gesang schwärmt er, »(...) dass nichts seltsameres in der Welt sei, denn ein solcher Gesang mit vielen Stimmen geschmückt.« Und fügt hinzu, wer »durch solch liebliches Wunderwerk nicht bewegt wird, das muss wahrlich ein grober Klotz sein.« Wiederum wird deutlich: Auch das gemeinsame Empfinden, die in der Gemeinschaft erlebte Emotionalität ist ein Merkmal von Kirche. Die Gläubigen stehen unmittelbar vor ihrem Gott, sie bedürfen dazu, jedenfalls nach evangelischer Auffassung, nicht notwendig eines priesterlichen Vermittlers, aber sie bedürfen dazu des Erlebens von Gemeinschaft. Liturgie heißt Dienst, der Gottesdienst ist aber kein Dienst, den die Gläubigen Gott schuldig wären, sondern indem sie gemeinsam Liturgie zum Lobe Gottes feiern, sind sie Kirche.

Den Abschluss des für die Kirchenlehre wirklich ergiebigen zweiten Kapitels der Apostelgeschichte bildet ein Hinweis auf die Eigentumsverhältnisse in der Urgemeinde, unter deren Mitgliedern offenbar so etwas wie ein Liebeskommunismus praktiziert wurde: Sie »hatten alle Dinge gemeinsam. Auch verkauften sie Güter

1 Luther, Martin: Weimarer Ausgabe (WA) 50. Bd., Schriften 1536/39, S. 368–374.



und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem einer in Not war. Und waren täglich und stets beieinander einmütig im Tempel und brachen das Brot hin und her in den Häusern, nahmen die Speise mit Freuden und lauterem Herzen, lobten Gott und hatten Gnade bei dem ganzen Volk« (Apg 2,44b–46). Hieran ist interessant, dass die ersten Christen den jüdischen Tempelgottesdienst zumindest für eine gewisse Zeit weiter mitfeierten. Außerdem entwickelten sie aber ein ausgesprochen eng aufeinander bezogenes Gemeindeleben und standen so dem wohlwollenden Volk gegenüber. Dies alles sollte nicht vorschnell als Sozialromantik abgetan oder gar mit Sektierertum gleichgesetzt werden; wahrscheinlich haben die ersten Christen wirklich eine Zeitlang so gelebt. Später wurden Elemente dieses Lebensentwurfs von der *monastischen* (mönchischen) Bewegung und den Kommunitäten wiederentdeckt und wo sie heute gelebt werden, da zeigt sich die große spirituelle Kraft solcher Gemeinschaft.

#### *Credo ecclesiam – Ich glaube (an) die Kirche*

Mit dem vorherigen Abschnitt wurde ein zentrales Überlieferungsstück zur neutestamentlichen Kirchenlehre betrachtet. Auf diese Stelle wäre man allerdings nicht gestoßen, wenn man beispielsweise in einer Konkordanz etwa zur Lutherbibel<sup>2</sup> unter dem Stichwort Kirche nachgeschaut hätte. Denn in dieser findet sich unser Wort Kirche gar nicht. Um auf das zweite Kapitel der Apostelgeschichte verwiesen zu werden, muss man stattdessen den Suchbegriff Gemeinde verwenden. Dies hat einen einfachen sprachlichen Grund. Das im Deutschen gebräuchliche Wort Kirche stammt wie auch die englische *Church*, die niederländische *Kerk* und die slawische *Kerkov* vom byzantinischen *Kyriake* ab, in dem wiederum das griechische Wort *Kyrios* (»Herr«) noch zu erkennen ist. Die Kirche ist demnach, wie oben schon erwähnt, das »dem Herrn Gehörige [Haus]«. Damit ist nebenbei auch klar, dass Kirche sich eigentlich immer auf die christliche Kirche bezieht, deren Kyrios Jesus ist. Andere Religionen haben andere Namen für ihre Gotteshäuser, Versammlungsstätten und Glaubensgemeinschaften, etwa den Tempel des Volkes Israel bzw. die Synagoge des nachexilischen Judentums, die muslimische Moschee, den buddhistischen Shanga und so weiter. Die christliche Kirche wiederum gibt es in Gestalt unterschiedlicher Bekenntnisse, also Konfessionen, wie römisch-katholisch, orthodox oder protestantisch bzw. evangelisch, und diese als reformiert oder lutherisch. Obwohl sich alle Christen zur einen christlichen Kirche bekennen, gibt es somit die Kirche doch im Plural unterschiedlichster Kirchen.

Die in den deutschen Übersetzungen mit dem Wort »Gemeinde« wiedergegebene *ekklesia* bezeichnet wörtlich »die Herausgerufenen«. Damit wird verdeutlicht,

<sup>2</sup> Etwa: Kleine Konkordanz zur Lutherbibel 84, bearbeitet und herausgegeben von Herbert Hartmann, Neukirchen-Vluyn, 3. Aufl. 1995, oder Große Konkordanz zur Lutherbibel, Sonderausgabe mit einem Anhang zur neuen Rechtschreibung, Stuttgart 2001.



dass diese Gemeinde etwas ganz besonderes ist; sie steht der Welt als dem Bereich des Profanen sozusagen gegenüber. Kirchlich bedeutet damit eben auch, nicht »weltlich« (*säkular*), sondern heilig. Diese Vorstellung knüpft an Israel an, das Volk Gottes im AT, das ja von Gott auch in besonderer Weise berufen war, nämlich herausgerufen aus der übrigen Völkerwelt. Indem die christliche Gemeinde diesen Begriff für sich verwendet, wird genau dieser Anspruch erhoben, gleichsam das neue Gottesvolk zu sein. Das griechische *ekklesia* ist, vermittelt über das lateinische *ecclesia*, das Stammwort für Kirche in den romanischen Sprachen geworden. So sind sowohl die spanische *iglesia* als auch die französische *eglise* und ebenso die italienische *chiesa* davon abgeleitet.

Auch in der lateinischen Fassung des »apostolischen Glaubensbekenntnisses«, dem *Symbolum Apostolorum*, ist von der *ecclesia* die Rede. Das Bekenntnis stammt übrigens aus dem vierten Jahrhundert, geht also nicht auf die Apostel als Verfasser zurück; der Name drückt nur aus, dass sich die Autoren dem Erbe und Geiste der Apostel verpflichtet fühlten. Dort heißt es im dritten Artikel, dem über die Kirche, in der deutschen Übersetzung: »Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige *katholische* (= allgemeine)<sup>3</sup> Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, ...« In der zweiten Zeile wird also, ganz so wie in dem lateinischen Text, »*Credo in Spiritum Sanctum, sanctam ecclesiam catholicam, sanctorum communionem, ...*« die Präposition nicht wiederholt. Ich glaube demnach, streng genommen, also *an* den Heiligen Geist, aber ich glaube *die* Kirche (*credo ecclesiam*). Was auf den ersten Blick nur sprachlich krude klingt, kann vielleicht Hinweis auf einen inhaltlich durchaus bedeutsamen Zusammenhang sein. Der Satz lässt sich ja auch so auffassen, dass die Gläubigen, die ihn sprechen, durch ihren Glauben bewirken, dass Kirche ist. »Ich glaube die Kirche« also im Sinne von: ich mache, indem ich glaube, die Kirche seiend. Auch wenn dieses Verständnis strenger philologischer Kritik nicht standhalten würde, wäre damit doch zweifellos ein wesentlicher Aspekt von Kirche getroffen; Kirche gibt es überhaupt nur, insofern Menschen an Jesus Christus glauben, genau dadurch entsteht erst Kirche, jedenfalls das, was Kirche eigentlich ist. Wie in der Pfingstgeschichte durch das Brausen des Heiligen Geistes Kirche wurde, so bedarf es stets neu des Glaubens an Jesus Christus, damit Kirche sei. Mit diesen Überlegungen ist endlich die Brücke geschlagen zu einer für das Verständnis von Kirche grundlegenden Unterscheidung.

#### *Sichtbare und unsichtbare Kirche – latente Kirche*

Die Skepsis, die viele Zeitgenossen gegenüber der Kirche haben, hat nämlich unter anderem einen erkenntnistheoretischen Grund und ist insofern nur allzu verständlich. Sie hat mit dem merkwürdigen Doppelcharakter der Kirche zu tun, den diese

<sup>3</sup> In vielen evangelischen Kirchen wird an dieser Stelle »die heilige christliche Kirche« rezitiert, in solchen mit reformierter Tradition zuweilen auch »die heilige allgemeine christliche Kirche«.

aber mit ihrem Herrn Jesus Christus selbst gemein hat und der uns von daher schon vertraut ist, zuletzt bei der Auferstehung Jesu begegnete. Gemeint ist die Verquickung eines jeweils menschlichen und eines göttlichen Aspektes. Wie der Mensch Jesus von Nazareth als Person der Geschichte für jeden erkennbar ist, zu dem Geheimnis seiner Gottessohnschaft, zum auferstandenen Christus, aber nur der Glaube Zugang findet, so gibt es die Kirche einerseits als eine historische Größe für alle sichtbar; dass sich andererseits in dieser aber Heiliger Geist ereigne, muss eine Zumutung für jeden sein, dem es sich nicht im Glauben erschließt.

Kirche ist aber tatsächlich beides, genauer gesagt – nimmt man nämlich das Gebäude dazu – eigentlich sogar dreierlei: Also Kirche ist erstens der Petersdom in Rom, die Dresdener Frauenkirche oder die Erlöserkirche von Lüdenscheid. Hier ist das erkenntnistheoretische Problem das geringste, weil wir es sozusagen mit hardware zu tun haben, an deren buchstäblicher Existenz niemand zweifeln wird, und wenn doch, dann soll er zur Probe eben mal mit dem Kopf gegen die harte Kirchenmauer laufen! Zweitens ist die Kirche eine rechtliche Organisation, eine juristische Person, eine Institution mit einer bestimmten Struktur, mit haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern, Tarifverträgen, Haushalten, Eigentum an Gebäuden und vielem mehr. All dies ist ebenfalls für jeden erkennbar; es ist mit soziologischen Kategorien beschreibbar, in Organigrammen abbildbar, einem wenn auch langsamen historischen Wandel unterlegen, doch gerade darin anderen Dingen dieser menschengemachten Welt strukturell genau gleich. Aber schließlich ist diese Kirche drittens ihrem eigenen Bekenntnis zufolge nicht irgendeine menschliche Veranstaltung, sondern Geistereignis, also eine pneumatische Größe, was bedeutet, dass in ihr, nach dem Glauben der Beteiligten, der Heilige Geist wirksam ist! Und genau dies muss für alle Außenstehenden, die diesen im besten Fall für eine Illusion bzw. das Ergebnis einer Gruppen-Autosuggestion, im schlimmeren aber für einen interessengeleiteten Trug halten, eine nicht zu akzeptierende Zumutung darstellen, erst recht, wenn diese Kirche für sich gesellschaftlichen Einfluss reklamiert und etwa besonderes Gehör als Instanz in moralischen Fragen beansprucht. Dabei ist dieser Konflikt mindestens seit der Aufklärung und der weiten Verbreitung der Religionskritik regelrecht programmiert. In der säkularisierten Welt ist Kirche keine Selbstverständlichkeit; sie ist im Gegenteil in einer spezifischen Weise sperrig, weil sie eben nicht den übrigen Vorfindlichkeiten einzuordnen ist, sondern gerade den Punkt markiert, an dem die Ewigkeit Gottes die Zeitlichkeit dieser Welt berührt. Eine grundlegende Unterscheidung im Blick auf die Kirche wäre also die zwischen der sogenannten verfassten Kirche, also der Institution, die für jeden »sichtbar« ist (*ecclesia visibilis*), und der wahren Kirche, mit der eben die Geistkirche gemeint ist, die aber nun einmal eine »unsichtbare« (*ecclesia invisibilis*) ist.

Diese letzte ist also einerseits natürlich die, auf die es wesentlich ankommt, andererseits aber gerade die, die den Rahmen dessen sprengt, was Außenstehenden

gegenüber so ohne weiteres zu kommunizieren ist. Wenn soeben von einer Zumutung gesprochen wurde, so gilt dies selbstverständlich für beide Seiten, also auch in beiden Richtungen. Menschen, die selbst keinen Zugang zu religiösem Erleben haben, die sozusagen nicht religiös musikalisch sind, wird zugemutet, Religion und Kirche als eine Wirklichkeit auch in aufgeklärter Zeit zu akzeptieren. Von ihnen wird erwartet, einer Veranstaltung mit Respekt zu begegnen, die alle Züge einer Parallelgesellschaft trägt, in der aus aufgeklärter Sicht unverständliche Rituale gepflegt werden, in der eine geradezu fremde Sprache gesprochen wird, und die dennoch, wenn auch nicht mehr die alleinige Deutungshoheit, aber weiterhin mindestens eine besondere Kompetenz in wesentlichen Fragen der menschlichen Existenz für sich in Anspruch nimmt. Man denke nur an kirchliche Verlautbarungen etwa zur Präimplantationsdiagnostik oder dergleichen Problemen, bei denen die zu überwindende Kluft zwischen Fragen neuester naturwissenschaftlicher bzw. medizintechnischer Forschung und einem an archaischen Traditionen orientiertem Ethos besonders augenfällig ist. Nach Walter Kreck muss es angesichts dieser Kommunikationshemmnisse geradezu als verdächtig erscheinen, dass die Kirche mit ihrem unerhörten Anspruch immer noch weitgehend geduldet wird.<sup>4</sup> So verständlich das Unbehagen ist, das die durch keine zwingende Argumentation zu legitimierende Kirche bei vielen erregt, so sehr könnte es gerade misstrauisch stimmen, dass bei maßgeblichen Teilen der Gesellschaft dieses Ärgernis ohne größeren Protest hingenommen wird. Der Verdacht drängt sich auf, hier würden der Kirche Möglichkeiten gewährt, weil erwartet wird, dass sie eine gesellschaftlich wichtige Funktion erfüllt, nämlich etwa basale ethische Standards bewahren zu helfen. Ist es etwa Zufall, wenn gerade in Zeiten, in denen die gesellschaftlichen Bindekräfte zu erlahmen scheinen, in denen, wie es die ehemalige Schleswig-Holsteinische Ministerpräsidentin Heide Simonis einmal ausdrückte, viele die Befürchtung haben, dass uns die Gesellschaft um die Ohren fliegen könnte, weil Rücksichtslosigkeit und bestimmte Formen von hemmungsloser Gewalt zunehmen, das Unrechtsbewusstsein aber immer mehr verlorengeht, wenn also in eben diesen Zeiten plötzlich von politischer Seite erkannt wird, welche wichtige Bedeutung doch der schulische Religionsunterricht haben kann? Damit kein Missverständnis aufkommt: Die Bedeutung sollen Kirche und Religionsunterricht selbstverständlich haben, aber bitte nicht als bestellte Tugendlehrer! Die Kirche als *ecclesia* darf sich von der Politik und der Gesellschaft nicht umarmen lassen, sie muss vielmehr mit einer gewissen Skepsis von Seiten der Welt leben, aber sie muss umgekehrt auch das Ihre tun, von den Menschen dieser Welt doch irgendwie verstanden zu werden.

Und damit sind wir bei der anderen Richtung der Zumutungen. Denn tatsächlich müssen die Gläubigen ihrerseits anerkennen, dass wir eben in einer Zeit leben, in der die Existenz von so etwas wie Kirche keineswegs mehr selbstverständlich

---

4 Kreck, Walter: Grundfragen der Ekklesiologie, München 1981, S. 10.

ist. Daraus erwächst für sie die Verpflichtung, nicht sich anzupassen, aber doch mindestens das Schneckenhaus etwa der Sprache ihrer Dogmatik zu verlassen und das, was ihr wichtig ist, so zu kommunizieren sich zu bemühen, dass sie wenigstens von Menschen guten Willens auch außerhalb ihrer Mauern verstanden werden kann. Ja, auch darin besteht eine Zumutung: Christen müssen akzeptieren, dass es kein christliches Abendland mehr gibt, sondern einen globalen Pluralismus. Nach Jürgen Habermas müssen religiöse Bürger »gelernt haben, ihre eigenen Glaubensüberzeugungen in ein reflexiv einsichtiges Verhältnis zur Tatsache des religiösen und weltanschaulichen Pluralismus zu setzen, und sie müssen das Wissensprivileg der gesellschaftlich institutionalisierten Wissenschaften ebenso wie den Vorrang des säkularen Staates und der universalistischen Gesellschaftsmoral mit ihrem Glauben in Einklang gebracht haben.«<sup>5</sup> Wie von den kritischen Rationalisten oder Agnostikern Toleranz erwartet wird in Bezug darauf, dass auch im 21. Jahrhundert überhaupt noch jemand metaphysischen Fragen Bedeutung beimessen möchte, so müssen entsprechend Vertreter von Religionen zumindest von jeglichem Anspruch auf alleinige Wahrheiten Abschied nehmen, um im Kontext des Pluralismus überhaupt diskursfähig zu bleiben. Gerade wenn man glaubt, etwas auch für die heutige Zeit Wesentliches beisteuern zu können, mit bestimmten biblischen Wahrheiten vielleicht etwas bewahrt zu haben, was heute beispielsweise im Zusammenhang mit der Umweltethik dringender benötigt wird denn je, dann muss dieses so gesagt werden, dass es, mindestens prinzipiell, auch von nichtreligiösen Menschen verstanden werden kann. Denn etwas in diesem Sinne verstanden zu haben, wäre ja umgekehrt auch eine hermeneutische Voraussetzung dafür, sich von einem solchen Standpunkt abgrenzen zu können. Ich denke, dass etwa die Bemühungen Bonhoeffers um die, wie er es nannte, nichtreligiöse Interpretation biblischer Begriffe, genau durch diese Erkenntnis motiviert war. Wir müssen auch über den engeren Kreis der Gemeinde hinaus verstehbar sagen können, was wir mit Gott, Schöpfung, Auferstehung, Sündenvergebung oder Erlösung meinen, gerade weil uns an diesen Topoi genauso gelegen ist wie an den Menschen, für die wir es sagen wollen! Das ist jedenfalls meine feste Überzeugung und nicht zuletzt auch mit ein Beweggrund, dieses Buch zu schreiben.

Es gibt dagegen einen kirchlichen Habitus, in dem man sich geradezu darin zu gefallen scheint, bei allen anderen nur noch Kopfschütteln hervorzurufen. Oder wie ist es sonst zu deuten, wenn der ehemalige Papst Benedikt XVI. das Verfahren der Seligsprechung seines Amtsvorgängers Johannes Pauls II. formell mit einem posthumen Heilungswunder an einer französischen Ordensfrau begründet? Marie Simon-Pierre Normand war zwei Monate nach dem Tod Johannes Pauls, der ja selbst an Parkinson gelitten hatte, spontan von ihrer Parkinsonkrankheit genesen,

---

<sup>5</sup> Habermas, Jürgen: Zwischen Naturalismus und Religion. Philosophische Aufsätze, Frankfurt/M. 2009, S. 10.

nachdem ihre Mitschwestern den verstorbenen Papst im Gebet um Fürsprache für Marie angerufen hatten. Ich weiß, dass ich in meinem Alter stets für den Ausgleich eintreten sollte und erst recht als Religionslehrer selbstverständlich dem interkonfessionellen Dialog verpflichtet bin, aber als ich erfuhr, dass bei der Seligsprechungszeremonie die besagten Ordensschwestern auftraten und eine Monstranz trugen mit einer Ampulle, in der sich Blut von Johannes Paul II. befand, war mein erster Gedanke, dass der Katholizismus in dieser Ausprägung sich religionsgeschichtlich in etwa auf einer Ebene mit Voodoo-Zauber zu befinden scheint.

Ähnliche Zumutungen für jeden einigermaßen aufgeklärten Menschen erleben wir auch in der Begegnung mit den Vertretern anderer Religionen, etwa wenn es um bestimmte Praktiken der Tierschlachtung in anderen Kulturen geht. Steht dann die Religionsfreiheit höher als unser Tierschutzgesetz? Einigkeit herrscht zum Glück darin, dass bei den Menschenrechten eine Grenze verläuft, die niemand, auch nicht mit Berufung auf die Religionsfreiheit, verletzen darf. Ich muss, um hierfür ein Beispiel zu nennen, die genaue religiöse Begründung bestimmter Strafen nicht verstehen, um sie gegebenenfalls als menschenverachtend abzulehnen. Die Menschenrechte selbst haben, ungeachtet ihrer Wurzel im jüdischen Ethos, universell für alle Menschen zu gelten, auch für diejenigen, die ihre Ableitung aus der Tora nicht nachvollziehen wollen oder können.

Die Kirche als die Gemeinschaft der an Christus Glaubenden könnte allein aufgrund ihres Menschenbildes in so manchen Fragen der kritische Stachel sein, etwa gegen die Dominanz des Marktes und die immer weiter fortschreitende Ökonomisierung der Lebenswelten. Dass wir an den Gott glauben, dessen Reich durch Jesus von Nazareth verkündigt wurde und der sich in Christus offenbart hat, sollte sich zeigen in unserem Engagement für eine andere Form der Globalisierung, für ein neues Verständnis von internationaler Sicherheit, vereinfacht gesagt für eine gerechtere und friedlichere Welt und für wirkliche Nachhaltigkeit im Umgang mit unseren begrenzten natürlichen Lebensgrundlagen. Die Aufzählung ließe sich fortsetzen, und auch wenn es schlagwortartig oder wenig originell klingen mag, geht es doch genau um diese wesentlichen Dinge, denn: »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen« (Mt 7,20).

Um diese Dinge geht es sogar so sehr, dass für Dorothee Sölle die Mitstreiter in diesen Fragen die eigentlichen Geschwister im Glauben sind. Die wahre Kirche ist nicht nur kleiner als die verfasste, weil sich in dieser so viel tummelt, was nicht wirklich Kirche ist, weil wir dort vielfach auf Strukturen stoßen, die alles andere als Begeisterung aufkommen lassen, und Menschen treffen, die ihre Hoffnung längst begraben und damit Christus verraten haben. Sondern sie ist auch größer, weil es außerhalb der sichtbaren Kirche Menschen gibt, die sich zwar selbst gar nicht als Kirche verstehen, die sich aber auf den Weg machen und an die Arbeit für eine Welt, wie sie Jesus vorschwebte. Keineswegs um andere zu vereinnahmen, sondern um den Horizont zu öffnen für neue Koalitionen, nennt Sölle diesen

größeren Kreis, einen Begriff von Paul Tillich aufnehmend, die »latente Kirche«<sup>6</sup>. Die eigentliche Trennlinie verläuft demnach nicht mehr zwischen Kirche und Welt, oder wie man in bestimmten Kreisen oft hört, zwischen Christen und Nicht-Christen, sondern in Zeiten der Säkularisierung ist das entscheidende Kriterium und Kennzeichen die Hoffnung und die Erwartung des Reiches Gottes, und trage es auch einen anderen Namen. Die unsichtbare Kirche, im Sinne Sölles als latente Kirche aufgefasst, ist jedenfalls offener, ihr Christus ist größer, als jener der in Wahrheit kleingläubigen, in ihrem Rückzugsgefecht und den Berührungspunkten gefangenen selbsternannten Verteidigern des Christentums. Wohl sollen wir mit dem Munde bekennen, dass Jesus der Herr ist, und in unserem Herzen glauben, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat (Röm 10,9), und wohl ist Kirche dort, wo diese Lehre rein gepredigt wird, und doch bedarf dieses Bekenntnis, um der Kirche selbst und um der Welt willen der Entmythologisierung und der existenziellen Interpretation. Und was heißt dieser Glaube denn anderes als Hoffnung auf das uns zugesagte Heil, und Vertrauen in den Grund, der uns gegeben ist?

## 2. Die Kirche in der Welt

Der historische Jesus wollte sicher keine Kirche gründen. Die an Christus gläubig Gewordenen aber sind Kirche, genau indem sie diesem Jesus, so wie er von den Aposteln verkündigt wurde, nachzufolgen beginnen. Und nachdem nun einmal eine Kirche ist, hat sich der von ihr bezeugte Glaube zu bewähren in seinem Wirken in und für die Welt. So ist jetzt also der Blick darauf zu richten, wie die Kirche ihren Aufgaben in der Welt, und das heißt vornehmlich in der Geschichte, gerecht wurde und wird oder eben nicht, und exakt danach wäre die Kirche dann zu beurteilen. Selbstredend ist aus dem übergroßen Gebiet der Kirchengeschichte eine Auswahl dahingehend zu treffen, wo das Bekenntnis des Glaubens im Besonderen gefragt war. Als ein Beispielfall einer solchen krisenhaften Herausforderung kann gerade aus evangelischer Sicht als erstes gewiss die Reformation gelten. Dieser einschneidenden Epoche der Kirchengeschichte verdanken wir wesentliche Klärungen hinsichtlich des christlichen Bekenntnisses, besonders die Lehre von der Rechtfertigung, wie sie Luther im Anschluss an die Schriften des Apostels Paulus ausformulierte. Diese soll daher weiter unten bedacht werden im Kontext von Problemdefinitionen heutiger Menschen, beispielsweise der Frage, wie auf die vielfältigen Bedrohungen der natürlichen Lebensumwelt ethisch verantwortlich zu reagieren sei. Dabei wird die Relevanz dieses zentralen Stückes christlicher

---

6 Sölle, Dorothee: Die Wahrheit ist konkret, Freiburg i.Br., 5. Aufl. 1969, S. 120f.